



#49 Coming-out Marc L.

„Nach 20 Jahren war mir Freiheit wichtiger als Sicherheit.“

Ein persönlicher Rückblick über Sicherheit, Hierarchie, Pflicht und die Entscheidung für mehr Selbstbestimmung

Zwanzig Jahre Polizei lassen sich nicht in einen einzigen Grund für eine Kündigung pressen. Dafür war diese Zeit zu prägend, zu intensiv und in vielen Phasen auch zu gut. Ich bin nicht mit Ablehnung aus diesem Beruf gegangen, sondern mit einer Mischung aus Dankbarkeit, Ernüchterung und dem Gefühl, dass ich mich selbst irgendwann weiterentwickelt hatte als das System, in dem ich arbeitete.

Als ich zur Polizei ging, war ich überzeugt von dem, was ich tat. Ich wollte Verantwortung übernehmen, Menschen helfen, in schwierigen Situationen nicht



wegsehen und Teil einer Organisation sein, die dort steht, wo andere Unterstützung brauchen. Die Verbeamtung, die Sicherheit und die spätere Pension waren für mich nicht der eigentliche Antrieb. Im Gegenteil: Als junger Mensch denkt man über solche Dinge kaum nach. Mich reizten die Aufgabe, der Zusammenhalt und die Vorstellung, einen Beruf auszuüben, der gesellschaftlich einen Sinn hat.

Diese ersten Jahre möchte ich im Rückblick ausdrücklich nicht schlechtreden. Ich habe viel gelernt, sehr unterschiedliche Bereiche kennengelernt, Verantwortung übernommen und mit Menschen zusammengearbeitet, auf die ich mich in Situationen verlassen konnte, in denen es darauf ankam. Der Polizeiberuf hat mich geprägt. Er hat mir Disziplin beigebracht, Entscheidungsfähigkeit unter Druck, Durchhaltevermögen und die Erfahrung, dass man manchmal handeln muss, obwohl die Lage nicht perfekt ist.



Vieles davon nehme ich heute mit. Gerade deshalb wäre es zu einfach zu behaupten, ich hätte irgendwann erkannt, dass die Polizei grundsätzlich schlecht sei. Das habe ich nicht. Was sich verändert hat, war mein Verhältnis zu diesem Beruf und zu den Strukturen, die ihn umgeben.

Je länger ich dabei war, desto häufiger hatte ich das Gefühl, dass sich der Schwerpunkt verschob. Polizeiarbeit bedeutete für mich ursprünglich vor allem Präsenz, Kommunikation, Konfliktlösung, Ermittlungsarbeit und konkrete Hilfe. Natürlich musste auch früher dokumentiert werden.

Doch im Laufe der Jahre nahm aus meiner Sicht der Verwaltungs-, Absicherungs- und Dokumentationsanteil immer mehr Raum ein. Jede Entscheidung musste nachvollziehbar, überprüfbar und möglichst unangreifbar sein. Das ist in einem Rechtsstaat grundsätzlich richtig und notwendig. Trotzdem kann eine Organisation an einen Punkt



kommen, an dem Absicherung selbst zum bestimmenden Prinzip wird. Dann beginnt man nicht mehr zuerst zu überlegen, was praktisch sinnvoll ist, sondern was formal den geringsten Angriffspunkt bietet. Für mich war das irgendwann eine spürbare Verschiebung: weg vom Gestalten, hin zum Verwalten.

Ähnlich ging es mir mit Hierarchie und beruflicher Entwicklung. Eine Polizei braucht klare Verantwortlichkeiten und Führungsstrukturen; darüber gibt es für mich keine ernsthafte Diskussion. Was mich zunehmend störte, war etwas anderes. Ich hatte im Laufe meiner Karriere immer wieder den Eindruck, dass Leistung allein nicht zuverlässig darüber entscheidet, wer gefördert wird, wer gute Beurteilungen erhält oder wem sich bestimmte Türen öffnen. Natürlich gibt es objektive Kriterien, Beurteilungsrichtlinien und formale Verfahren. In der Praxis bleibt aber vieles von Einschätzungen abhängig, und Einschätzungen entstehen nun einmal zwischen Menschen. Wer von einem einflussreichen



Vorgesetzten gesehen, unterstützt oder bewusst aufgebaut wird, hat aus meiner Wahrnehmung häufig bessere Möglichkeiten als jemand, der fachlich stark arbeitet, aber weniger sichtbar ist oder keine entsprechende Lobby besitzt.

Mit Lobby meine ich dabei nicht zwingend etwas Anrüchiges oder eine geheime Absprache. Es reicht oft schon, dass bestimmte Personen Fürsprecher haben, in den richtigen Verwendungen eingesetzt werden, an den richtigen Stellen bekannt sind oder von jemandem gefördert werden, dessen Wort Gewicht besitzt. Wer dagegen seine Arbeit zuverlässig erledigt, aber nicht gut darin ist, sich innerhalb einer Hierarchie zu positionieren, kann leicht feststellen, dass Leistung und Karriere eben nicht automatisch dasselbe sind.

Genau das begann mich zu stören. Ich wollte in einem System arbeiten, in dem gute Arbeit möglichst unmittelbar zählt. Stattdessen hatte ich zunehmend das Gefühl, dass man auch verstehen



muss, wie das System funktioniert, wer wen kennt, welche Verwendung als karrierefördernd gilt und welche Einschätzung ein Vorgesetzter von einem hat. Für manche mag das normales Berufsleben sein. Für mich passte es immer weniger zu meinem eigenen Verständnis von Leistung.

Dazu kam das Beamtentum selbst. Viele Menschen schauen von außen auf diesen Status und sehen vor allem Sicherheit: ein planbares Einkommen, einen hohen Kündigungsschutz, Versorgung im Alter und einen verlässlichen Rahmen. All das ist real, und ich will diese Vorteile nicht kleinreden. Doch Sicherheit ist nie kostenlos.

Sie wird mit Bindung bezahlt. Als Beamter hat man besondere Pflichten, muss bestimmte Verhaltensregeln beachten, Nebentätigkeiten anzeigen oder genehmigen lassen und akzeptiert, dass der Dienstherr in Bereichen über das eigene Berufsleben entscheidet, die in der freien Wirtschaft sehr viel individueller gestaltet werden können.



Solange man genau dieses Leben möchte, kann das hervorragend funktionieren. Für mich wurde diese Struktur mit zunehmendem Alter jedoch immer enger.

Ich begann mich zu fragen, was Sicherheit eigentlich wert ist, wenn man im Gegenzug einen großen Teil seiner Zeit, seiner Planbarkeit und seiner beruflichen Beweglichkeit abgibt. Gerade im Polizeidienst endet Arbeit nicht sauber an jedem Freitag um 16 Uhr. Frühdienst, Spätdienst und Nachtdienst wechseln sich ab. Wochenenden und Feiertage gehören selbstverständlich dazu.

In bestimmten Verwendungen kommt die Erwartung hinzu, verfügbar zu sein, wenn besondere Lagen, Einsätze oder dienstliche Erfordernisse es verlangen. Wer viele Jahre so lebt, richtet sein Privatleben zwangsläufig nach dem Dienstplan aus.

Man lernt, damit umzugehen, aber man merkt auch, was wechselnde Schlafzeiten und dauernde



Umstellungen mit dem eigenen Körper und der eigenen Energie machen können. Irgendwann fragte ich mich nicht mehr nur, ob ich diesen Rhythmus aushalten kann, sondern ob ich ihn überhaupt noch will.

Der Wechseldienst war für mich deshalb nicht bloß eine Frage von Bequemlichkeit. Es ging um Lebensqualität. Der menschliche Körper orientiert sich an Rhythmus und Erholung, während Früh-, Spät- und Nachtdienste genau diesen Rhythmus regelmäßig verschieben. Dazu kommt die mentale Komponente: Wenn andere Menschen Feierabend, Wochenende oder Feiertage planen, steht für einen selbst möglicherweise der nächste Dienst an.

Diese Realität ist Teil des Berufs und jedem grundsätzlich bekannt, der sich für die Polizei entscheidet. Was man mit Anfang zwanzig bereitwillig akzeptiert, kann man mit vierzig trotzdem neu bewerten. Für mich war genau das der Punkt.



Ich wollte nicht bis zur Pensionierung jeden Lebensbereich um den Dienst herum organisieren.

Parallel dazu wuchs in mir ein stärkeres Interesse an unternehmerischem Denken und an der Frage, was ich außerhalb eines festen Systems aufbauen könnte. Auch hier merkte ich, wie wenig gut meine neue Vorstellung vom Leben mit dem Beamtenstatus harmonierte. Nebentätigkeiten sind nicht einfach nur eine private Entscheidung.

Sie müssen je nach Art angezeigt oder genehmigt werden, dürfen dienstliche Interessen nicht beeinträchtigen und bewegen sich innerhalb klarer Grenzen. Selbst wenn eine Tätigkeit formal möglich ist, bleibt die praktische Frage: Wann soll man sie ernsthaft aufbauen, wenn der Hauptberuf bereits durch Wechseldienst, Wochenenden und wechselnde Belastung viel Energie bindet?

Ich wollte nicht irgendwann nebenbei ein kleines Hobby verwalten. Ich wollte die Möglichkeit haben,



etwas Eigenes wirklich aufzubauen. Dafür brauchte ich Zeit, Gestaltungsspielraum und die Freiheit, Risiken einzugehen.

Der entscheidende innere Wendepunkt begann für mich in der Corona-Zeit. Ich möchte daraus im Nachhinein keine einfache politische Geschichte machen. Die Pandemie war eine außergewöhnliche Situation, und staatliche Stellen mussten unter Unsicherheit Entscheidungen treffen. Als Polizeibeamter bestand meine Aufgabe darin, geltendes Recht umzusetzen.

Das war mein Beruf, und ich habe ihn ausgeübt. Gleichzeitig hat diese Phase etwas in mir verändert. Ich begann intensiver darüber nachzudenken, wie schnell tiefgreifende Regeln in den Alltag eingreifen können, wie unterschiedlich Menschen staatliche Maßnahmen erleben und wie schwierig das Verhältnis zwischen Schutz, Verhältnismäßigkeit, Freiheit und Eigenverantwortung sein kann.



Vor dieser Zeit hatte ich vieles stärker aus der Perspektive des Vollzugs betrachtet. Eine Regel ist vorhanden, also wird sie angewendet. Während Corona merkte ich, dass mir diese Perspektive allein nicht mehr genügte. Ich wollte verstehen, wie sich eine Maßnahme für den Menschen auf der anderen Seite anfühlt, welche gesellschaftlichen Folgen sie hat und ob etwas, das rechtlich angeordnet ist, automatisch jede persönliche Frage beantwortet.

Diese Gedanken machten mich nicht zum Gegner des Rechtsstaates und auch nicht zum Gegner der Polizei. Im Gegenteil: Ich begann rechtsstaatliche Prinzipien bewusster wahrzunehmen, gerade weil ich sah, wie wichtig Verhältnismäßigkeit, Diskussion und Kontrolle in außergewöhnlichen Situationen sind. Aber ich wurde sensibler für die Frage, welche Rolle ich selbst in diesem Gefüge eigentlich einnehme.

Damit kam ich zu einem Punkt, der für mich bis heute schwer in einem einzigen Satz zu erklären



ist: dem Primat der Politik. Polizei handelt nicht im luftleeren Raum. Sie ist Teil der Exekutive und setzt Recht um, das in demokratischen Verfahren entsteht. Politische Mehrheiten verändern Gesetze, setzen Schwerpunkte, definieren Prioritäten und beeinflussen damit zwangsläufig die Rahmenbedingungen polizeilichen Handelns. Der einzelne Beamte kann eine persönliche Meinung haben, aber im Dienst ist nicht seine private Weltanschauung entscheidend. Er ist an Recht und Gesetz gebunden und erfüllt eine staatliche Aufgabe. Genau das gehört zum Berufsbild.

Je länger ich darüber nachdachte, desto stärker spürte ich jedoch die Spannung zwischen persönlicher Überzeugung und institutioneller Pflicht. Als Bild kam mir irgendwann die Welt von Game of Thrones in den Sinn.

Dort gibt es Ritter, die einen Eid geschworen haben, einem Kodex folgen und ihre Aufgabe erfüllen müssen, auch wenn sich die Menschen an



der Spitze oder die politische Richtung verändern. Natürlich ist ein moderner demokratischer Rechtsstaat nicht mit einer mittelalterlichen Fantasiewelt gleichzusetzen.

Der Vergleich beschreibt deshalb keine politische Realität, sondern mein persönliches Gefühl: Du trägst eine Uniform, du hast einen Eid geleistet, du bist Teil eines Systems und kannst nicht bei jeder neuen Richtung entscheiden, ob du heute mitmachst oder nicht. Dein persönlicher Gestaltungsspielraum hat Grenzen.

Gerade weil ich meinen Eid und meinen Beruf ernst nahm, beschäftigte mich diese Erkenntnis. Ich wollte nicht in eine Haltung geraten, in der ich bei jeder gesellschaftlichen Entwicklung innerlich gegen meine eigene Aufgabe arbeite. Gleichzeitig wollte ich mir aber auch nicht abgewöhnen, Fragen zu stellen. Was ist verhältnismäßig?



Wo endet notwendige staatliche Ordnung und wo beginnt eine Form der Regulierung, die ich persönlich nicht mehr mittragen möchte? Wie viel meines Lebens möchte ich in einer Struktur verbringen, deren Richtung ich nur in sehr begrenztem Umfang beeinflussen kann? Solche Fragen waren für mich irgendwann wichtiger als die nächste Beurteilung, die nächste Verwendung oder der nächste mögliche Karriereschritt.

Damit veränderte sich auch mein Verhältnis zur Sicherheit. Früher erschien mir ein sicherer Arbeitsplatz fast automatisch als etwas Positives. Sicherheit bedeutete, dass ich planen konnte, dass Einkommen und Versorgung verlässlich waren und dass ich wusste, wie mein Berufsleben in groben Zügen aussehen würde.

Irgendwann begann genau diese Vorhersehbarkeit ihre andere Seite zu zeigen. Wenn der Weg bis zur Pensionierung praktisch vorgezeichnet ist, kann das beruhigend sein. Es kann sich aber auch so



anfühlen, als würde man auf Schienen fahren, deren Richtung längst feststeht. Ich stellte mir immer häufiger die Frage, ob ich wirklich bis zum Ende dieser Strecke sitzen bleiben wollte, nur weil der Zug sicher ist.

Für mich verschob sich der Wert von Sicherheit hin zu Selbstbestimmung. Ich wollte ausprobieren, ob ich mir selbst ein berufliches Leben aufbauen kann. Ich wollte entscheiden können, wo ich arbeite, wie ich meine Zeit einteile und welchen Projekten ich meine Energie gebe. Vor allem wollte ich wieder erleben, dass Entscheidungen unmittelbare Konsequenzen haben, die wirklich meine eigenen sind. Das bedeutet automatisch mehr Risiko.

Niemand garantiert mir ein Einkommen, niemand verspricht mir eine Pension, niemand nimmt mir die Verantwortung ab. Genau das, was früher abschreckend gewirkt hätte, begann sich für mich nach Freiheit anzufühlen.



Dabei möchte ich den Beamtenstatus nicht pauschal abwerten. Für viele Menschen ist er genau richtig. Wer Stabilität schätzt, klare Strukturen mag und seinen Beruf langfristig innerhalb dieses Systems ausüben möchte, findet dort Bedingungen, die in vielen anderen Berufen kaum existieren. Mein Fehler wäre gewesen, daraus abzuleiten, dass diese Vorteile deshalb auch für mich persönlich dauerhaft die richtigen sein müssen. Menschen verändern sich. Werte verschieben sich. Was mit zwanzig perfekt passt, kann zwanzig Jahre später zu eng geworden sein.

Ich musste mir irgendwann eingestehen, dass ich nicht mehr derselbe Mensch war, der damals voller Überzeugung in dieses System eingetreten war. Auch meine Kritik an der Polizei selbst möchte ich deshalb nicht als pauschales Urteil verstanden wissen. Ich kenne zu viele gute Polizistinnen und Polizisten, zu viele engagierte Führungskräfte und zu viele Menschen, die ihren Dienst mit hoher Professionalität versehen, um die Organisation auf ein



negatives Bild zu reduzieren. Meine Kritik richtet sich gegen Strukturen und Entwicklungen, die ich persönlich erlebt und bewertet habe: die zunehmende Bürokratie, die starke hierarchische Abhängigkeit, ein Beurteilungssystem, das aus meiner Sicht nicht immer das reine Leistungsprinzip abbildet, die gesundheitlich und sozial belastenden Arbeitszeiten, die eingeschränkte Möglichkeit, unternehmerisch eigene Wege zu gehen, und das Spannungsfeld zwischen individueller Haltung und staatlicher Funktion.

Diese Punkte waren nicht alle von Anfang an gleich wichtig. Manche störten mich früher kaum. Andere wurden erst später relevant, weil sich mein Blick auf mein eigenes Leben veränderte. Genau darin liegt für mich die eigentliche Geschichte. Ich habe nicht eines Morgens beschlossen, dass das System falsch und ich plötzlich richtig liege. Vielmehr stellte ich irgendwann fest, dass ich jeden einzelnen Kritikpunkt noch irgendwie hätte aushalten können, aber das Gesamtmodell nicht mehr zu



dem Menschen passte, der ich geworden war. Ich wollte nicht mehr nur darüber sprechen, dass Freiheit und Eigenverantwortung wichtig sind. Ich wollte mein eigenes Leben danach ausrichten.

Eine Kündigung nach zwanzig Jahren bedeutet deshalb mehr als den Wechsel eines Arbeitgebers. Man verlässt auch eine Identität.

Über zwei Jahrzehnte beantworten Beruf und Status einen Teil der Frage, wer man ist. Man kennt die Abläufe, die Sprache, die Hierarchien, die Sicherheit und die Rolle, die man in diesem System einnimmt. Wer das freiwillig aufgibt, verliert zunächst etwas, bevor etwas Neues entstehen kann. Genau darin liegt wahrscheinlich der Grund, warum viele Menschen in sehr sicheren Strukturen bleiben, obwohl sie längst unzufrieden sind. Das Bekannte kann unbequem sein und sich trotzdem sicherer anfühlen als eine offene Zukunft.

Für mich wäre irgendwann das größere Risiko gewesen, nicht zu gehen. Ich stellte mir vor, weitere



zehn oder zwanzig Jahre zu warten und irgendwann zurückzublicken mit der Frage, was möglich gewesen wäre, wenn ich früher den Mut gehabt hätte, mein Leben neu auszurichten. Diese Vorstellung machte mir mehr Angst als die Unsicherheit nach einer Kündigung. Ich wollte nicht bis zur Pensionierung funktionieren und erst danach feststellen, dass ich meine produktivsten Jahre damit verbracht hatte, einen Weg zu Ende zu gehen, der längst nicht mehr meiner war.

Deshalb bin ich gegangen. Nicht aus Hass auf die Polizei, nicht aus Geringschätzung gegenüber dem Staat und auch nicht aus der Vorstellung, außerhalb dieses Systems sei alles leichter. Im Gegenteil: Eigenverantwortung bedeutet, dass niemand mehr automatisch für Stabilität sorgt. Das kann unbequem werden.

Es kann Rückschläge geben, falsche Entscheidungen und Phasen, in denen man sich nach der früheren Sicherheit zurücksehnt. Aber auch diese Unsi-



cherheit gehört zu der Entscheidung, die ich treffen wollte. Freiheit, die keinerlei Risiko enthält, ist am Ende häufig nur eine andere Form von Sicherheit.

Heute schaue ich auf meine zwanzig Jahre bei der Polizei deshalb nicht mit Bitterkeit zurück. Sie waren ein wichtiger Teil meines Lebens und haben mir Fähigkeiten vermittelt, die mich weiter begleiten werden. Ich habe gelernt, Verantwortung zu tragen, Entscheidungen zu treffen, Belastungen auszuhalten und in schwierigen Situationen handlungsfähig zu bleiben. Vielleicht brauche ich genau diese Eigenschaften jetzt mehr als je zuvor. Nur setze ich sie nicht mehr innerhalb eines vorgegebenen Systems ein, sondern für einen Weg, dessen Ausgang ich noch nicht vollständig kenne.

Mein Ausstieg war am Ende keine Entscheidung gegen die Polizei. Er war eine Entscheidung für ein anderes Verständnis von Leben. Für mehr Selbstbestimmung, mehr Eigenverantwortung und die Bereitschaft, Sicherheit gegen Gestaltungsspiel-



raum einzutauschen. Ich weiß nicht, ob jeder meiner Schritte funktionieren wird. Ich weiß auch nicht, ob ich in einigen Jahren manche Dinge anders bewerten werde. Aber ich weiß, dass ich diese Entscheidung aus Überzeugung getroffen habe. Nach zwanzig Jahren in einem System, das mir lange viel gegeben hat, war für mich der Moment gekommen, nicht mehr nur eine Funktion zu erfüllen, sondern mein eigenes Leben wieder stärker selbst zu gestalten. Und genau deshalb war es Zeit zu gehen.

Du möchtest Deine Geschichte mit uns und der Community teilen?

Dann schreibe eine E-Mail an info@staatenlos.ch

Als Dankeschön sponsern wir Dir eine US LLC für ein Jahr, damit Du einen optimalen Start in Dein neues, freies Leben erhältst.

